



Arno Geiger:
Der alte König in seinem Exil
München: Hanser Verl. 2011,
192 S., 17.- €
ISBN 978-3-446-23634-9-8

Da haben sich zwei gefunden: Der österreichische Schriftsteller und sein Vater August Geiger, der etwa seit 15 Jahren an Demenz erkrankt ist und nun von seinem Sohn literarisch gewürdigt wird. Ort der Handlung ist das vorarlbergische Wolfurt. Die Entwicklung: Der Sohn lässt sich immer tiefer in die seltsame Sprach- und Wahrnehmungswelt des Vaters ein, nachdem alle rational-sachlichen Versuche, die Brücken zur „Normalität“ nicht völlig abreißen zu lassen, hoffnungslos gescheitert sind.

Ab Mitte des Buches erfahren wir viel über einen möglichst „entspannten“ Umgang mit der Demenz. Alles ist gut und richtig, was den Vater (zumindest etwas) beruhigt und ihn bestätigt. Das völlige Vergessen wird vom Betroffenen – versetzt mit wenigen komischen oder auch noch schönen Momenten – als Grundgefühl beängstigender Fremdheit empfunden, als schmerzliche Sehnsucht nach Hause zu wollen. Auch wenn er sich im selbstgebauten Haus und inmitten der eigenen Möbeln befindet. Es könnte ja aber auch Gegenstände von ganz anderen sein. Vielleicht handelt es sich gar – wie in

einem Thriller oder Science-Fictionfilm – um ein Täuschungsmanöver fremder Feindesmächte.

Lange hat es die Familie – die Kinder und die geschiedene Frau von August Geiger – sich und ihm unnötig schwer gemacht. Wenn das unendlich wiederholte Drängen, nach Hause zu wollen, jedes erträgliche Maß überstieg, versuchte man es anfangs mit der Argumentation: „Das ist dein Haus“. Auf das „Nein“ des Vaters folgte die Aufforderung, die Adresse zu nennen, was dieser auch korrekt vermochte.

Zeigte man ihm dann draußen das Hausnummernschild, antwortete der Vater in phantastischer Anmutung, dass „jemand das Schild gestohlen und hier angeschraubt“ haben muss. Warum, das wisse er auch nicht, „die Leute sind halt so.“ „Und die Möbel?“ Man hat wohl das Zimmer so eingerichtet, um ihn „hinters Licht zu führen“. Oder ein anderes Mal: „Auch andere Leute haben solche Möbel, man weiß nie.“ Dabei ist die Restfähigkeit zu subjektiver Schlüssigkeit bei völlig darniederliegender Alltagskompetenz besonders geeignet, das sowieso überforderte Umfeld in tiefe Verzweiflung und Verärgung zu treiben.

Jahre und viele Seiten später hat sich die Familie schweren Herzens entschieden, den Vater in ein Pflegeheim am Ort zu geben. Das Ausmaß an Selbst- und Fremdgefährdung war zu groß geworden. Er ist körperlich fit, hier blüht er erstaunlich auf – zunächst. Inzwischen hat Arno Geiger gelernt, dem tieftraurigen Wiederholungsdrängen des Vaters anders zu begegnen: Er lässt erkennen, mit dem Vater zusammen nach Hause zu gehen – nur nicht sofort, man müsse mit dem Aufbruch noch etwas warten, dass der Regen aufhöre oder darauf, dass dieser oder jener noch käme.

Das ist beeindruckend und anrührend. Doch bedarf es dazu der literarischen Überhöhung, die sich bereits im Titel inthronisiert? Zunächst scheint es sympathisch Respekt bezeugend, in Verbindung von Würde, Tragik und geistiger Umnachtung auf einen Buchtitel zurückzugreifen, der für König Lear steht.

Erinnern wir uns an das britannische Shakespear-Drama: Der alternde König Lear beschließt, die Verantwortung des Herrschers aufzugeben, um sich einen ruhigen Lebensabend zu gönnen. Selbstherrlich durch Eitelkeit geblendet, lädt er bei der Aufteilung seines Erbes zu Lebzeiten schwere Schuld gegenüber seiner ihm wirklich – d. h. ohne viel Worte – liebenden

Tochter Cordelia auf sich. (Sie ist einzige Person, die später um ihn weinen wird).

Zugleich besiegelt er durch Uneinsichtigkeit sein eigenes Verderben. Zunächst erobert und sich noch wehrend, schließlich gänzlich hilflos und heimatvertrieben, so wird Lear am Ende nur von dem Narren (!) und einem Getreuen begleitet (dem Grafen von Kent, der sich allerdings als ein anderer ausgeben muss). Lear zieht hinaus ins Exil, gerät in einen schweren Sturm, irrt ziellos durch die Ödnis. Trotz verwirrtem Geisteszustand vermag er in hellen Momenten sich selbst, die vorherrschende mörderische Bosheit, Täuschung und Verderbnis zu erkennen. Das unregierte Land Britanien verfällt in Chaos und Leere.

Arno Geiger hebt hervor, dass die Krankheit (die nach seinem Entdecker Anfang des vorigen Jahrhunderts „Alzheimer“ genannt wird) ein „Sinnbild“ für die moderne Welt hundert Jahre später ist. Die Alzheimer-Erkrankung kann somit auch analog zu einer Widerständigkeit erscheinen, mit der Reaktion des Vaters auf die Überforderung der Gegenwart im Gegensatz zu seinem früheren Leben. In jenem war er Gemeindeschreiber im fast noch ständisch geprägten und sehr katholischen Wolfurt. Der Vater, geb. 1926 ebenda als drittes von zehn Bauernkindern, hatte nur einmal seine Heimat verlassen: Als er 17-jährig zum Kriegsdienst eingezogen worden war und kurz darauf in Gefangenschaft fast umgekommen wäre. Das reichte ihm für immer, nie wollte er irgendwo anders mehr hin.

Nun irrt er im geistigen Sinne heimatlos und panisch umher, ein bedauernswertes Schicksal. Was ihn allerdings in unüberbrückbarer Weise von der Dramatik König Learns unterscheidet: August Geiger hat keinerlei Schuld auf sich geladen, er war gut zu seinen vier Kindern, ließ keinerlei Strenge oder Dominanz erkennen – von machtvoller Stolz oder Patriarchat keine Spur.

Im Gegenteil, sein einziger Fehler: Ein Hang zum Eigenbrötlerischen und tagelangen Tüfteln in der Werkstatt, dabei zum Undynamischen und Statisch-Gleichbleibenden mutiert (weswegen ihn auch seine Frau verlässt und sich scheiden lässt, als die Kinder erwachsen sind). Ein solcher Geist, dement geworden, soll nun zu literarisch so eindringlichen und wahrhaftigen Sentenzen fähig sein, wie sie dem zeitgenössischen absurden Theater gut anstehen?

Es sind Sätze wie: „Das Leben ist ohne Probleme auch nicht leichter“. Oder: „Das interessiert mich alles bei Weitem nicht so sehr wie dich“. Oder: „Bei mir ist nichts mehr drin. Ich wäre sehr froh, wenn ich bald – bald – bald hier nicht mehr einspringen müsste.“ Im Buch schreibt der Autor: „Die Ausdrucksweise beeindruckte mich, ich fühlte mich in Berührung mit dem magischen Potential der Wörter. ... was ihm einfiel, war oft nicht nur originell, sondern hatte eine Tiefe, bei der ich mir dachte: Warum fällt mir so etwas nicht ein.“

Schließlich bemerkt der Autor, dass des Vaters Sätze „auch ein Held von Franz Kafka oder Thomas Bernhard gesagt haben könnte.“ Das Sich-Einfühlen und Sich-Inspirieren-Lassen des Schriftstellersohnes bleibt nicht gänzlich ungetrübt von dessen regieartigem Inszenieren – oder ist es teilweise gar auch ein Instrumentalisieren?

Dabei verbergen sich – vielleicht Arno Geiger selbst kaum bewusst – Tiefenschichten im Bezug auf das Lear-Drama: Der Vater erkennt die mit seiner Welt in Kontakt gebliebene Person nicht mehr als seinen Sohn Arno – einmal scheint er Paul, ein Bruder des Vaters, zu sein, ein anderes Mal ein guter Freund. Man vergleiche die unkenntliche Person des letzten Getreuen, der Lear – neben dem Narren – im Sturm begleitet. Auch Arno Geiger hält es längst für opportun, nicht auf seiner eigenen Identität zu beharren.

Schließlich noch eine – wengleich vielleicht zu abwegig erscheinende – Assoziation mit der einzig ihn treu-redlich liebenden Lear-Tochter Cordelia: Arno Geiger will im Buch von seiner Schwester etwas für die Recherche zum Vater erfahren. Doch diese mag sich an Aufklärungsarbeit nicht beteiligen, würde lieber den Horror verdrängen. Sie findet das viele Reden über sein trauriges Schicksal nicht interessant, sondern nur „zum Weinen“.

Dennoch: Arno Geiger ist eine Kunst gelungen, die das Sprechen und Schreiben anderer öffentlicher Formen der abrechnenden „Enthüllung“ oder auch anti-karthartischen „Betroffenheit“ ins Unrecht setzt: Sie umhüllt die beschriebene Person mit einem Schutzmantel, berührt bei aller Offenbarung nur ihre Geheimnisse und setzt ihr gar die Rollenmaske des Königs auf.

Gita Neumann